

Grit Lemke: Als Kind denke ich, die ganze Welt sieht so aus / Laudatio von Jana Hensel auf der Preisverleihung am 20. März 2024

Über den Osten sind in den vergangenen Jahren viele Worte gemacht und viele Bücher geschrieben worden. Das große und fast Jahrzehnte anhaltende Schweigen über Ostdeutschland jedenfalls, es ist vorbei. Und zum Glück ist das so, es hat sich nämlich lange Zeit wirklich erdrückend angefühlt, dieses Schweigen, es hat unter anderem zu erschreckenden politischen Entwicklungen geführt und es ragt als Erinnerung natürlich noch immer ganz heftig in die Gegenwart hinein. Eigentlich sind all die Bücher über den Osten, die in den vergangenen Jahren erschienen sind, auf eine Art Aufarbeitungsbücher. Mit ihnen wird nicht nur die eigene Geschichte aufgearbeitet, sondern auch das jahrelange Schweigen darüber. Aber darauf komme ich sicher noch einmal zurück.

Ich sage das zum Anfang meiner Laudatio auf Grit Lemke, der diesjährigen, äußerst würdigen Preisträgerin des Hans-Fallada-Preises, aber nicht, um den mächtigen Eindruck, den Grit Lemke Buch „Die Kinder von Hoywoy“ bei mir und offenbar auch bei Ihnen, verehrte Jury des Hans-Fallada-Preises, hinterlassen hat, zu schmälern oder zu verkleinern. Nein, ich will eigentlich eher das Gegenteil sagen. Das Sprechen und Schreiben über den Osten ist zwar längst noch keine Normalität geworden, aber es ist, weil es zugenommen hat, auf eine gewisse Art normaler und damit natürlich auch schwieriger geworden, erste Sätze zu bilden, Szenen zu

entwerfen, eine wirklich eigene Geschichte zu finden. Es ist mithin schwieriger geworden, eine neue Welt, und nichts weniger soll ja ein, nun ja, gutes Buch erreichen, eine neue, so noch nie da gewesene Welt zu errichten.

Eigentlich will ich sagen: das, was Grit Lemke mit ihrem Buch „Die Kinder von Hoywoy“ gelingt, ist eigentlich ungeheuerlich: denn in all das Reden und Sprechen und Diskutieren und Streiten über den Osten, das seit dem Jahr 2015 beinahe ohne Unterlass geschieht und auch den Rest des Landes ordentlich in Atem hält, errichtet Grit Lemke eine völlig eigene und neue und unbekante und so noch nie dagewesene Welt. Es ist die Welt von Hoyerswerda, die Welt der Kinder von Hoywoy und all jenen, denen Grit Lemke in ihrem Buch viele Namen gibt. Beispiele.

Zumindest mir war diese Welt bis dato völlig unbekannt und ich kann, auch wenn das jetzt wenig bescheiden klingt, sagen, dass ich mich mit dem Osten ein wenig auskenne, dass ich den Osten ziemlich gut kenne und beinahe überall schon einmal war.

Aber Hoyerswerda kannte ich bisher nicht. Welch ein Versäumnis das war, das wurde mir nun durch die Lektüre des Buches von Grit Lemke überdeutlich.

Aber, nein, von Hoyerswerda hatte ich bisher keine Vorstellungen, nicht einmal die geringsten.

Vielleicht kann man sagen, dass Hoyerswerda eine Art Mini-DDR war. Mindestens jedoch wurde diese Stadt offenbar fester und kompakter aus den Träumen und Hoffnung des einst sozialistischen Staates gebaut als andere Orte. Und auch übersichtlicher. Eigentlich war Hoyerswerda eine Art DDR in konzentrierter Form, in hoher Dichte und Dosis, wenn Sie so wollen. Steingewordener Sozialismus. Ich selbst stamme aus Leipzig, aus einem südlichen Stadtbezirk, dort gab es die DDR nirgendwo in so hoher Konzentration wie in Hoyerswerda. Obwohl es auch dort Tagebaue gab und ich als Kind an den Kanten der Abraumhalden stand und später als Heranwachsende in den neu entstandenen Seen gebadet habe. Aber in Leipzig blieben auch die Träume und Hoffnungen anderer Zeiten noch stets sichtbar. Daraus entstand ebenfalls eine Reibung. Aber die erscheint mir eine andere gewesen zu sein. In Hoyerswerda zog man ja in die Träume des Sozialismus förmlich ein, wurde in sie hineingezogen und die Reibungen, die daraus entstanden wiederum, die beschreibt Grit Lemke mit großer Empathie.

Nun mögen Sie sagen, das kann freilich jedem passieren. Also, dass man Hoyerswerda nicht kennt. Aber Hoyerswerda, und das wurde mir beim Lesen des Buches von Grit Lemke von Seite zu Seite immer deutlicher und klarer, war und ist nicht nur eine ganz eigene Welt. Sondern es ist tatsächlich auf seine Art auch: die Welt. So, als gäbe es keine andere. Und das wiederum kann nur Literatur.

Ja, an diesem Punkt sind wir schon, ganz

schnell, bei der Frage angekommen, was Literatur leisten kann und streng genommen auch leisten muss: sie soll das, was sie erzählt, zu nichts weniger als zum Nabel der Welt machen. Mit Originalität genauso wie mit Genauigkeit, mit Humor wie mit Schmerz, mit lebendigen Figuren ebenso wie mit einer eindringlichen Sprache und nicht zuletzt mit der wahrlich nicht jedem gegebenen Gabe: einen großen Bogen zu spannen, den großen Bogen zu spannen und den Himmel quasi wie neu aufzuziehen. Grit Lemke gelingt das mit spielender Leichtigkeit. Originalität und Genauigkeit, Humor und Schmerz, lebendige Menschen und eine eindringliche Sprache. Sie erzählt in „Die Kinder von Hoywoy“ ja nicht weniger als acht Jahrzehnte ostdeutscher Geschichte. Das ist wahrlich kein kleiner Bogen.

„Als Kind denke ich, die ganze Welt sieht so aus.“

Heißt es an einer Stelle bei Grit Lemke – zwar nicht im Buch, aber in ihrem Film „Gundermann Revier“, der, wenig überraschend, auch von Hoyerswerda erzählt.

„Als Kind denke ich, die ganze Welt sieht so aus.“

Das ist ein typischer Lemke-Satz, das werden Sie wissen, wenn Sie das Buch gelesen haben. Er ist lakonisch, klar und empathisch – mit sich selbst und deshalb mit der ganzen Welt. Denn nur, wer mit sich selbst empathisch sein kann, kann es auch mit allen

anderen. Und dennoch ist der Satz auch melancholisch. Es ist Satz nämlich, der den Himmel aufreißt. In diese wenige Worte passen ganze Jahrzehnte hinein. Es ist ein ganz erstaunlicher, ja, deshalb grandioser Satz, weil er nicht mehr sein will, als das, was er ist und gerade deshalb sehr groß und vor allem weit wird.

Wahrscheinlich denkt ein jedes Kind, dass die ganze Welt so aussieht wie jene, in der man aufgewachsen ist. Aber die meisten vergessen dieses Gefühl. Die meisten halten es vielleicht für lapidar, für unwichtig. Lemke jedoch errichtet ihr Nachdenken und ihr Schreiben auf diesem Satz. Und das Erstaunlichste an diesem Satz, wenn Sie mir das als Literaturwissenschaftlerin, die ich eigentlich von Hause aus bin, kurz erlauben anzumerken, das Erstaunlichste an diesem Satz ist das Präsens. Als Kind denke ich, die ganze Welt sieht so aus, heißt der Satz. Und er heisst nicht: Als Kind dachte ich, die ganze Welt sieht so aus.

Das Präsens nämlich, also die Zeitform des Verbs denken, ist es, das dem Satz Ewigkeit einhaucht. Das Präsens nämlich ist es, das uns darauf hinweist, dass das Kind, das Grit Lemke einst war, noch immer existiert. Dass das Kind in den Sätzen der Erwachsenen auch weiterhin irgendwie drin steckt, salopp gesagt, an ihnen mitschreibt und deshalb an diesen Sätzen auch weiterhin mitdenkt.

Nun werden Sie mit einigem Recht fragen, aber wie sah sie denn um Gottes Willen noch einmal aus,

die Welt, von der das Kind, das Grit Lemke einmal war, auch heute zumindest noch ein bisschen glauben mag, die ganze Welt sähe so aus.

Einst war Hoyerswerda eine vielleicht normal zu nennende Kleinstadt inmitten sorbischer Dörfer. Gelegen in der Lausitz. Aber um dieses Hoyerswerda geht es hier nicht. Das Hoyerswerda, von dem wir hier erzählen dagegen, ist nämlich in Wohnkomplexe unterteilt. WK I, WK II, WK III bis zu WK X. In römischen Zahlen wohl gemerkt, als würden diese römischen Zahlen, wie Lemke schreibt, den Wohnkomplexen, die woanders so etwas Stadtviertel sind, mehr Gewicht verleihen. Als würde man in sie die große, immerwährende Geschichte von Anfang hineinschreiben wollen, sage ich.

Über 60.000 Menschen werden in diesen Wohnkomplexen in den Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg ein neues Zuhause finden. Während anfangs kein Haus dem anderen gleichen sollte, gleichen sie sich mit den Jahren immer mehr. Irgendwann sah jedes Haus wie das andere aus. In der Mitte eines jedes WK's gab es einen Versorgungskomplex mit Kaufhalle, Gaststätte und Dienstleistungen. Auch sie sehen überall gleich aus. Es gibt Kinderkrippen und Kindergärten, jede Menge Spielplätze und noch mehr Wäschestangen.

Aber die Bevölkerung von Hoyerswerda wächst ja auch binnen weniger Jahre um das Zehnfache. Eine unglaublich hohe, eigentlich kaum vorstellbare Zahl. Es muss ein großes, immerwährendes Ankommen

gewesen sein. Die ersten neuen Bewohner, die schon in den fünfziger Jahren nach Hoyerswerda kamen, nennt Lemke: „Glücksucher und Goldgräber. Heimatlose, für die es sonst auf der Welt keinen Platz gab.“ Sie kommen, um an der Zukunft mitzubauen, eine Zukunft zu errichten. Dieses Wort, so kommt es einem im Nachhinein vor, muss ja damals in aller Munde gewesen sein – während es heute aus dem Sprachgebrauch wie verschwunden ist. Oder wie Grit Lemke schreibt: Hoyerswerdsche, Pumpsche. Aber zu dieser Geschichte kommen wir später noch. Sie ahnen es sicher schon. Bei den Glücksuchern und Goldgräbern aus den fünfziger Jahren ist die Geschichte ja nicht stehen geblieben.

Diesen ersten Glücksuchern jedenfalls folgen dann erstmal in den Sechziger und Siebziger Jahren Scharen junger Leute von überall her aus der jungen DDR. Sie wollen „Berg- und Energiearbeiter“ werden, sie kommen, um im neu erbauten Gaskombinat „Schwarze Pumpe“, genannt Pumpe, zu arbeiten. Auch Grit Lemkes Eltern gehören dazu. Sie fahren jeden Morgen wie alle anderen mit den Bussen zur Schicht ins Kombinat oder in die Tagebaue und kommen abends wieder heim.

Ich weiß, dass viele von Ihnen jetzt denken, dass das Leben in Hoyerswerda schrecklich gewesen sein muss. Aber ich kann Ihnen sagen, dass das nicht stimmt. Oder zumindest nur in Teilen stimmt. Für die „Kinder von Hoywoy“ – und von denen erzählt ja Grit Lemkes Buch – jedenfalls war es ein ganz normales Leben. Mit normalen Hoffnungen und

normalen Träumen. Warum? Nun, die Antwort ist einfach: weil das Leben nun mal so ist. Für die allermeisten von uns jedenfalls ist es so. Und Lemke erzählt gleichermaßen von den allermeisten wie von den wenigen. Denn wenn wir den Allermeisten genauer zuzuhören beginnen, wird ein jeder von ihnen häufig zu einem Wenigen.

Aber ich muss Ihnen – wie in Klammern auch sagen –, immer dann, wenn Sie denken, dieses Leben, unser einstiges sozialistisches Leben, meine ich, muss ja schrecklich gewesen sein, fühlen wir uns oft schlagartig wie zuhause, kommen wir auf eine eigenartige Art bei uns selber an. Fast so, wie wir im realen Sozialismus zu keinem Zeitpunkt angekommen sind. So eigenartig ist das deutsch-deutsche Selbstgespräch. Bis heute. So ist es immer gewesen und so wird es wahrscheinlich auch noch eine Weile bleiben.

An dieser Stelle aber muss auch noch die Rede davon sein, wie Grit Lemke das macht, also von Hoyerswerda erzählen. Sie erzählt nämlich einerseits die große Geschichte von Hoyerswerda, aber in ihr Erzählen baut sie die Stimmen und Erinnerungen von wenigen ein. Sie benutzt das, was man in der Wissenschaft oral history nennt oder auch etwas förmlich Zeitzeugenberichte. So kommen wir beim Lesen den Kindern von Hoywoy ganz nah und werden im Laufe des Buches mit ihnen gemeinsam erwachsen.

In diesen Berichten finden sich viele, nun ja,

soll ich sagen, Perlen. Zum Beispiel, wenn Rottl erzählt: „Wir ham im Sommer nur im Garten gewohnt. Mein Vater war Dispatcher in Pumpe. Deshalb hatten wir ooch schon Telefon. Ja, und wenn die von dort angerufen ham, hat meine Mutter nen roten Eimer rausgehungen – es gab ja keene Handys. Der Balkon war zu sehen vom Garten aus, und mein Vater hat immer mit'n Fernglas geguckt: ‚Oh, jetzt hängt der Eimer.‘ Dann isser los.“

Wir erleben in diesen und vielen anderen Erinnerungssplittern die aus Kindersicht vielleicht noch hoffnungsvollen Siebziger Jahre des Sozialismus, erleben dann die wie stillstehenden Achtziger Jahre, in deren Stillstand hinein jedoch immer mehr Aufbruch wächst, immer mehr Menschen zu zweifeln beginnen, sich emanzipieren und aufrecht zu gehen lernen. Denn ohne all diese kleinen und vielen und allerorts stattfindenden Emanzipationsbewegungen und Gehversuche freilich wäre das große Umbruchjahr 1989 gar nicht denkbar gewesen. Das vergessen wir im Nachhinein gern. Wie sehr man in den langen achtziger Jahren einen langen Anlauf nahm für die spätere Revolution. Und selbst wenn die Revolution selbst in Hoyerswerda kaum stattgefunden hat, ist natürlich hinterher auch dort kein Stein auf dem anderen geblieben. Das war in Hoyerswerda nicht anders als anderswo in Ostdeutschland. Auch auf diese Zeit blicken wir mit den Augen der Kinder von Hoywoy. Und wir erleben sie noch einmal.

Ich habe am Anfang meiner Rede darüber

gespröchen, dass es über den Osten mittlerweile viele Bücher gibt, dass das lange Schweigen über den Osten Gott sei Dank vorüber ist. Aber in einem Punkt ist das Buch von Grit Lemke anders als alle anderen Bücher. Der Osten wurde in Generationenbüchern erzählt, der Osten wurde in Autobiographien und großen Familienromanen erzählt. Sie kennen diese mittlerweile berühmten und mit vielen Preise ausgezeichneten Romane sicherlich. Haben vielleicht das von Eugen Ruge, Uwe Tellkamp oder Lutz Seiler gelesen. Aber der Osten wurde bisher nie, oder zumindest meiner Kenntnis nach bisher nicht, als Geschichte einer Stadt erzählt. Darin ist Grit Lemke wirklich die erste. Eine Heimatdichterin oder Lokalchronistin ist sie nicht. Das dürfen sie nicht falsch verstehen. Lokalchronisten reißen nicht den Himmel auf, spannen nicht den großen Bogen, wie sie das tut.

An der Geschichte von Hoyerswerda und den Kindern von Hoywoy erzählt Grit Lemke eben nicht weniger als sieben Jahrzehnte ostdeutscher Geschichte. Und sie erzählt sie wahrscheinlich deshalb, weil Hoyerswerda, wie gesagt, DDR-Geschichte und ostdeutsche Geschichte in konzentrierter Form und hoher Dosis ist. Vielleicht höher als irgendwo sonst. Auch deshalb kommt man aus Hoyerswerda, wenn man dort aufgewachsen ist, sein Leben lang nur schwer heraus. Oder wenn, dann muss man mindestens davon erzählen – so wie das einst Brigitte Reimann tat und nun Grit Lemke. Oder man muss darüber Lieder machen, wie das Gerhard Gundermann tat: „Hier sind wir noch alle Brüder und

Schwestern/ Hier sind die Nullen ganz unter sich/
Und ein Morgen gibt es hier nicht.“

Sie ahnen es schon. Oder Sie ahnen es spätestens jetzt, dass die Dinge auch in Hoyerswerda eines Tages ins Rutschen gekommen sind. So sehr es uns im wirklichen Leben schmerzt, wenn die Dinge aus der Fassung springen und ins Rutschen geraten, so sehr kommt die Literatur nicht ohne Katastrophen aus. So bitter das klingt. Aber es sind oft und nicht zuletzt die großen und kleinen Katastrophen, die den Lauf der Zeit erzählbar machen. Kein Roman, kein Film ohne sie aus.

Und eine solche Katastrophe ereignete sich in Hoyerswerda in den späten Septembertagen des Jahres 1991. Zwischen dem 17. und 23. September kam es zu rassistischen Ausschreitungen gegen Vertragsarbeiter und Flüchtlinge. Bis zu 500 Menschen standen vor den Heimen und beteiligten sich an den Angriffen. Es gibt nicht wenige, und Grit Lemke gehört auch dazu, die sprechen von einem Pogrom.

David ist einer der damals angegriffenen Vertragsarbeiter. Er stammt ursprünglich aus Mocambique und lebt schon seit einigen Jahren in Hoyerswerda. Grit Lemke hat auch mit ihm gesprochen und lässt ihn sich an damals erinnern:

„Am ersten Mai hatten die gesagt: „Wir kommen wieder“ – und da sind die natürlich wiedergekommen, im September. Die haben

gesungen „Ausländer raus“. Die haben mit Steinen geworfen und haben in unserem Wohnheim alles kaputt gemacht. Die wollten reinkommen, und wir wissen nicht: Warum? Die Frage vergesse ich nicht, seit 91 bis heute. Was hätten sie mit uns gemacht? Wollten sie uns vernichten? Aber wir haben unsere Tür festgehalten. Und dann ist Polizei gekommen. Hat auch nicht so viel gemacht, nur gesagt: „zur Seite!“, und fertig. Wir konnten nichts machen. Das war für uns zum zweiten Mal wie im Krieg.“

Das Pogrom von Hoyerswerda, es reiht sich leider ein in eine ganze Reihe von ausländerfeindlichen Übergriffen in den frühen Neunziger Jahren: Guben, Rostock-Lichtenhagen, Mölln, Solingen. Hoffentlich nicht nur die Älteren von uns erinnern uns an die Namen der Orte. In Wahrheit sind es viel mehr. Und zumindest in den ostdeutschen Städten ähneln sich die Szenarien: die Arbeitslosigkeit ist hoch, die Wegzugrate ist es auch. „Seit wir denken konnten, wurde um uns herum ständig etwas aufgerissen und umgeschichtet, neu gebaut und wieder abgerissen. Nie konnte hier etwas bleiben, wie es war. Nicht in der Stadt, die gestern noch Landschaft war, heute WK und morgen schon wieder Wald. Und nicht in der Lausitzer Landschaft, wo gestern noch Dörfer standen, heute eine Grube war und morgen ein See sein würde.“